

Hand über Kopf

Vor vielen Jahren entdeckte
sie ihre zweite Heimat:
Anja Osswald, Mitbegründerin
vom **Baruther Weinberg**,
über Lernprozesse im Spagat
zwischen Stadt und Land

Die wichtigen Dinge im Leben passieren oft beiläufig. Man probiert etwas aus, entwickelt Ideen, findet Mitstreiter – und dann wird auf einmal ein Lebensthema daraus. Erst im Rückblick wird erkennbar, wo sich der Weg gabelte und das Leben eine andere Richtung einschlug. Ich kam an meine Weggabelung vor 17 Jahren, als ich zum ersten Mal Baruth besuchte.

Baruth ist ein kleines Städtchen im Süden Brandenburgs mit zwölf Gemeinden und insgesamt rund 4.500 Einwohnern. Ein paar Künstlerfreund:innen hatten mich eingeladen, bei einem Projekt des lokalen Kunstvereins Alte Schule mitzuwirken. Ich werde nie vergessen, als ich damals einer Freundin von meinem bevorstehenden Landausflug erzählte und sie mich entgeistert anschaute: Wie, nach Beirut??!!!! So war das

TEXT:
ANJA OSSWALD



damals. Das Umland von Berlin schien für viele Stadtbewohner:innen ähnlich weit weg wie der Libanon, geografische Zuordnungen außerhalb der Stadtgrenzen waren ungeübt.

Ich fuhr also raus aufs Land, über Zossen, das ich bislang nur als Namen der gleichnamigen Straße in Kreuzberg kannte, durch endlose Kiefernwälder bis zu einem wuchtigen Backsteingebäude mitten in Baruth. Das war die alte Schule, die besagte Künstlerfreund:innen Ende der 1990er-Jahre gepachtet hatten. Die ehemaligen Klassenzimmer waren zu großzügigen Wohnateliers umgebaut worden, und die mitten im Gebäude gelegene Turnhalle diente als Ausstellungsraum. Das war 2004.

Damals wurden „die Wessis“ von den Einheimischen noch sehr kritisch beäugt. Besonders Kreative aus der Hauptstadt, die die Gegend mit vermeintlich dekadenten kunstbetrieblichen Dienstleistungen überschwemmten, galten als durchaus verzichtbare Zuzügler. Bei einer Arbeitslosenquote von bis zu 25 Prozent war diese Haltung nicht ganz abwegig. Nachdem wir mehrfach den Zorn der lokalen Freiwilligen Feuerwehr auf uns gezogen hatten, deren Mitgliederversammlungen in einem direkt an die Schule angrenzenden Saal stattfanden, begannen einige von uns, über den Nutzen und Nachteil von „white-cube-Projekten“ (aka Kunstausstellungen) zu diskutieren und über Alternativen nachzudenken. Wir erinnerten uns an die hehren Ziele, die wir als Bildungsbürger:innen-Kinder der 1980er mit der Kunst verbanden – gesellschaftliche Relevanz, Partizipation und all die anderen Vokabeln aus der Diskurs-Klamotten-Kiste – und fragten uns, ob wir unsere Aktivitäten nicht stärker auf den Ort und seine spezifischen Voraussetzungen ausrichten sollten.

Von wegen „Leere“

Das war die Geburtsstunde des „IKU – Institut zur Entwicklung des ländlichen Kulturraums e.V.“, ein furchtbar bürokratischer, der Logik von Förderpöpfen entsprungener Name, den wir kaum mehr verwenden. Wir nennen uns stattdessen kurz und bündig IKU, mit augenzwinkerndem Verweis auf die zupackende Intelligenz unserer Vorhaben, die immer in den Spielräumen zwischen Theorie und Praxis, Stadt und Land, Natur und Kultur angesiedelt sind. Zu den Gründungsmitgliedern zählten ein paar Künstler:innen aus der Alten Schule, die sich in klassischer Sezessionisten-Manier zu uns gesellten, außerdem Landschaftsarchitekt:innen, Regionalplaner:innen, Kulturwissenschaftler:innen, Gestalter:innen, Architekt:innen und Projektentwickler:innen. Insgesamt ein buntes Grüpp-

chen von 14 Menschen, von denen einige um die Jahrtausendwende nach Baruth gezogen waren, andere pendeln bis heute zwischen Berlin und Umland. Unser verbindendes Interesse war es, Kraftfelder außerhalb der Metropole auszuloten. Zur Erinnerung: In den Nuller-Jahren standen die damals noch „neuen Bundesländer“ im Fokus von Soziologen und Raumforschern. Die Intellektuellen-Szene entwickelte Szenarien zur Revitalisierung der Region, und die Naturschützer feierten die Wiederkehr der Wölfe. Es war viel die Rede von „schrumpfenden Räumen“ und von „Raumpionieren“.

Uns war diese Rhetorik immer suspekt. Weder gefiel uns der Beigeschmack von Militär und Pfadfinderromantik, der im Begriff „Pionier“ mitschwingt, noch waren wir der Auffassung, dass wir „leere Landschaften“ besiedelten. Zwar waren die östlichen Bundesländer durch den Wegzug von großen Teilen der Bevölkerung sowie dem demographischen Wandel damals massiv von Schrumpfung betroffen (was man sich heute zumindest im Berliner Speckgürtel kaum mehr vorstellen kann), trotzdem konnte von „Leere“ keine Rede sein, wollte man nicht diejenigen vor den Kopf stoßen, die dageblieben waren und für das weitere Funktionieren der lokalen Infrastrukturen dringend gebraucht wurden. Das galt für all die

Lehrer:innen, Ärzt:innen und Einzelhändler:innen vor Ort. Aber auch, ganz simpel, für die privaten Anwohner:innen, die täglich ihre Toilettenspülungen bedienten und so die Versorgungsstrukturen der regionalen Wasserkreisläufe sicherten.

Spielräume mit Grenzen

Was wir vorfanden waren keine Leer-, sondern Spielräume. Anders als in der Stadt waren die Organisationsformen nicht so festgetackert, die Strukturen offener für eigenwillige Ideen. Wir wollten machen, verändern, die damals herrschende Logik umkrempeln, nach der die Metropole die kulturellen Leitlinien für das Hinterland vorgibt. Wir organisierten Tagungen mit klingenden Namen wie „Act Local!“ oder „Kreativ Wirtschaften auf dem Land“. Wir akquirierten Fördergelder, unter anderem von der Bundeskulturstiftung, die es uns ermöglichte, das Projekt BarUthopia umzusetzen, mit dem wir über eine Laufzeit von drei Jahren eine „Energiewende in den Köpfen“ anstoßen wollten. Workshops zum Bau von Kartoffelmieten und die Errichtung eines „Strohparlaments“ inklusive.

Bei aller Begeisterung für das, was wir an basisdemokratischen Ritualen und interaktiven Ansätzen in diesen ersten Jahren entwickelten, wurde doch



2007: Die Arbeiten im künftigen Weinberg beginnen



Der IKU und Co auf der Terrasse der Weinbergscheune. Oben (v.l.n.r.): Horst Heinisch, Ragna Haseloff, Anja Osswald, Annette Braemer-Wittke, Karsten Wittke. Unten: Stefanie Schweizer, Thomas Näther

Fotos: Uwe Klemens / flämingfoto; IKU 2021



Die Grillmeister: Anja Osswald und Frieder Schwerk auf dem Weinbergfest 2018

sehr schnell deutlich, was an realen Grenzen in den Köpfen existierte. Energiewende hin oder her: Die kulturellen Unterschiede zwischen ost- und westsozialisierten Menschen waren mit ein paar Workshops nicht einfach „wegzushoppen“, und uns wurde bewusst, dass auch wir als „Wessis“ blinde Flecken mit uns herumschleppten.

Irgendwann in diesen ersten Jahren ging uns zwischen Kindererziehung und beruflichen Tätigkeiten die Puste aus. Die meisten von uns sicherten damals ihren Lebensunterhalt durch Jobs in der Metropole, und der Spagat zwischen Stadt- und Landexistenz forderte seine Opfer. Und so konzentrierten wir die Arbeit im IKU auf das Kraftfeld unserer Vereinstätigkeiten: den Weinberg. Bereits 2007 haben wir damit begonnen, auf dem Baruther Mühlenberg einen Weinberg anzulegen. Mit 1,3 Hektar gerade groß genug, um als landwirtschaftlicher Betrieb zu gelten, aber auch klein genug, um mit viel ehrenamtlichem Engagement bewirtschaftet werden zu können.

Die Idee dazu hatte Karsten, unser Chef-Archäologe in Sachen kulturhistorische Grabungsarbeiten.

Er entdeckte irgendwann, dass im alten Stadtwappen von Baruth eine Weinrebe prangte. Irgendwann musste es also einmal Wein in Baruth gegeben haben. Und tatsächlich hatten die Grafen zu Solms, zu deren Liegenschaften in früheren Zeiten auch Baruth inklusive Schloss und Lennépark gehörte, auf ihren Ländereien einmal einen Weinberg angelegt. Dazu muss man wissen, dass der Weinbau aufgrund der intensiven und aufwändigen Bewirtschaftung immer schon ein Privileg des Adels gewesen ist.

Damit hatten wir unser Motto gefunden: Zurück in die Zukunft! Runter von den hochkulturellen Privilegien und rein in die Neuerfindung der kulturellen Praxen aus dem Geist des kollektiven Handelns! Mit diesem Spirit pachtete das IKU kurzerhand den ersten Südhang im Fläming, ein wunderschönes Fleckchen Erde an der Dorfgrenze von Baruth, das sonnenbeschienen und von Kiefern umstellt ein fast schon südfranzösisches Flair ausstrahlte.

Zaghafte Feldversuche

Als wir anfangen, das hügelige Gelände am Dorfrand urbar zu machen und von den Unmengen an Plastik zu befreien, die als Reste einer Moto Cross-Piste aus DDR-Zeiten im Boden versenkt waren, betraten wir absolutes Neuland. Keiner von uns brachte tiefergehende Kenntnisse über Weinbau mit, dafür fanden wir schnell einen Namen für unseren zukünftigen Wein: „Goldstaub“ sollte er heißen, weil er auf „goldenen Werten“ wie Gemeinschaft, Solidarität und Teilhabe beruht.

Für die Umsetzung hatten wir mit unseren beiden Landschaftsarchitekt:innen Ragna und Horst zwei Profis an Bord. Den Rest besorgte die Kreativenergie der anderen Vereinsmitglieder – und das Netzwerken

Irgendwann ging uns die Puste aus. Der Spagat zwischen Stadt- und Landexistenz forderte seine Opfer

mit dem staatlichen Weinbau-Institut in Freiburg i.Br. Mit deren professionellem Beistand wählten wir vier Rebsorten aus, die für den sandigen Boden Brandenburgs geeignet waren und deren Anbau aufgrund ihrer Widerstandsfähigkeit gegen Pilze ökologisch, also ohne Einsatz von Pestiziden, erfolgen konnte. Solaris, Helios, Muscaris und Johanniter hießen die Weißweinsorten – der futuristische Klang passte wunderbar zur Zukunftsfähigkeit unseres Vorhabens.

Als der erste Enthusiasmus abebbte und wir Wochenende für Wochenende schwitzend im Weinberg standen, wo wir Gießkannen schleppten, um die zarten Rebplänzchen mit Wasser zu versorgen, machten wir die Erfahrung, dass man zwar Tagungen, Ausstellungen und andere kulturelle Interven-

tionen einfach herunterfahren konnte, wenn neben der Existenzsicherung in der Stadt nicht genug Zeit für Aktivitäten auf dem Land blieb. Doch ein Weinberg kümmert sich nicht um fehlende Kapazitäten. Die Reben wuchsen und brauchten Pflege, und so wuchsen wir mit.

Am Anfang wurden wir als Hobby-Winzer noch belächelt. Im Dorf verstand kaum jemand, warum wir ausgerechnet in Brandenburg einen mit ziemlicher Sicherheit ungenießbaren Wein produzieren wollten, wo es doch wunderbar liebevolle Angebote in den Supermärkten gab! Und unser städtisches Umfeld reagierte nachsichtig bis herablassend: Ein Weinberg in Brandenburg? Viel zu viel Arbeit! Außerdem sind die Winter zu kalt und die Böden zu sandig!

Abgesehen von den Skeptikern gab es auch zynische Kommentare, die den Klimawandel als einzig mögliche Rettung der ansonsten völlig abwegigen Idee beschworen. Nicht ganz zu Unrecht, denn heute, knapp 15 Jahre später, hat uns der Klimawandel endgültig eingeholt. In Skandinavien werden Winzer ausgebildet und Weinberge in unseren Breitengraden sind keine Seltenheit mehr. Bereits vor Jahren haben wir aufgrund der zunehmend trockenen Sommer eine Sprinkleranlage auf dem Weinberg installiert, die dafür sorgt, dass unsere Reben auch in Dürreperioden prächtig gedeihen – mit insgesamt vier Rebsorten erwirtschaften wir inzwischen einen Ertrag von durchschnittlich 4.000 Litern Wein pro Jahr, was für einen Mini-Weinbau-Verein wie das IKU eine stolze Menge ist.

Neben der Sprinkleranlage konnte der Verein mit Unterstützung der Stadt vor drei Jahren einen kleinen Traktor anschaffen, der zwischen den Rebzeilen manövrieren kann. Seinen Platz hat der Traktor im Keller der neuen Weinbergscheune gefunden, die Thomas, Vereinsmitglied und Architekt, vor einigen Jahren auf der Kuppe des Mühlenbergs errichtet hat. Die Scheune, lobend erwähnt vom Bund der Architekten, sieht aus wie das Haus vom Nikolaus: Lauter Drei- und Vierecke aus Beton, minimalistisch zu einem Haus zusammengefügt. Quadratisch, praktisch, gut. Ein Raum mit Panoramafenster und Blick auf den Weinberg, davor eine Terrasse. Mehr braucht es nicht für Vereinstreffen und sommerliche Zusammenkünfte mit unseren Rebbat:innen, die uns bei der Arbeit im Weinberg unterstützen. Mit diesem Konzept haben wir ein alternatives Modell der Teilhabe etabliert: Die rund 60 ehrenamtlichen Helfer:innen aus Baruth und Berlin sichern nicht nur die Bewirtschaftung des Weinbergs, sondern die Durchmischung von „Städtern“ und „Ländlern“ sorgt



auch für erweiterte Blickwinkel auf beiden Seiten – sei es beim Austausch von Salatrezepten oder den Tipps bei der anstehenden Hausrenovierung.

Alles im Fluss!

Inzwischen sind wir als Verein in der Region etabliert. Der „Goldstaub“ ist eine begehrte Marke und findet Abnehmer in kommunalen Verwaltungen, Ministerien und Berliner Weinläden. Das Weinbergfest, das wir jedes Jahr zu Beginn der Erntesaison im Herbst auf dem Mühlenberg veranstalten, hat sich zu einem festen Termin im lokalen Veranstaltungskalender gemausert. Dort gehen alle hin: die Einheimischen und die Berliner:innen, die Zuzügler:innen, die Jungen und die Alten. Und alle trinken den Goldstaub.

Inzwischen sogar unsere Kinder, die in der Stadt und auf dem Land großgeworden sind und für die das Landleben im Vergleich zum Metropolandsein immer cooler wird. Der Punktsieg ist nicht zuletzt der Pandemie geschuldet, trotzdem freut uns das Interesse der nächsten Generation. Denn wie bei einem mittelständischen Betrieb geht es auch bei einem Verein irgendwann um Nachwuchssicherung.

Bis dahin haben wir noch viel vor. Was mich angeht, so habe ich die durch Corona verursachte Zwangspause im vergangenen Jahr genutzt, um mein Häuschen in Baruth zu renovieren. Seitdem arbeite ich auch an meinem beruflichen Umzug aufs Land. Aktuell entwickle ich mit der Stadt ein Projekt zur Rekultivierung von Streuobstwiesen in Baruth – wir denken über Schafe, die das Gelände als natürliche Rasenmäher abgrasen sollen, aber auch über die Produktion von Apfelsaft, Apfelmost und Obstbrand nach. Mit stimulierenden Flüssigkeiten und natürlichen Ressourcen kennen wir uns ja inzwischen bestens aus. Aber das ist eine andere Geschichte.

Baruther Weinberg, Mühlenberg, 15837 Baruth/Mark,
www.i-ku.net